

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hedström, Ingrid
Die Gruben von Vilette

Kriminalroman
Aus dem Schwedischen von Angelika Gundlach

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4218
978-3-518-46218-8

suhrkamp taschenbuch 4218

Villette, Belgien, September 1994: Beim Löschen eines Prahms am Fluß Meuse wird ein junger Journalist tot aufgefunden. In der Hand hält er ein verblichenes Foto aus einer alten schwedischen Zeitung, es zeigt Minenarbeiter. Suchte er einen von ihnen?

Erste Erkundigungen ergeben, daß er nach Villette geschickt worden ist, um über das tragische Grubenunglück zu schreiben, das sich in den fünfziger Jahren in der Stadt ereignet hat. 162 Kumpel kamen damals ums Leben. War Vorsatz im Spiel – und der Journalist dem Täter auf der Spur?

Kein einfacher Fall für die junge Untersuchungsrichterin Martine Poirot. Als in Villette ein zweiter Mord geschieht, erkennt sie, daß sie der Wahrheit auf der Spur, aber auch, daß ihr eigenes Leben bedroht ist.

Ingrid Hedström, geboren 1949, arbeitet als Auslandskorrespondentin für die schwedische Zeitung *Dagens Nyheter*. Viele Jahre war sie in Brüssel stationiert. 2008 erhielt sie den Debütantenpreis der Schwedischen Krimiakademie. 2010 erschien *Die toten Mädchen von Villette* (st 4128).

Ingrid Hedström
Die Gruben von Vilette

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von
Angelika Gundlach

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
Under jorden i Villette
im Alfabeta Bokförlag, Stockholm
Copyright © 2010 Ingrid Hedström

suhrkamp taschenbuch 4218

Erste Auflage 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlagfoto und Umschlaggestaltung:

HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46218-8

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Die Gruben von Villette

»Sie waren am Ende schon mit fünfzehn.
Gleich am Anfang war's um sie geschehen.
Das ganze Jahr war nun Dezember.«

Jacques Brel, »Jaurès«

PROLOG

7. August 1956

Foch-les-Eaux, Vilette

Er wußte sofort, daß er in Schwierigkeiten war, als er die Augen aufschlug und von einem Sonnenstrahl, der durch die schmutzige Scheibe hereinfiel, geblendet wurde. Wenn die Sonne so hoch stand, daß sie direkt auf sein Bett schien, hätte er schon auf dem Weg zur Arbeit sein, ja, am besten schon im Umkleideraum sitzen und sich die Stiefel schnüren müssen.

Er rollte aus dem Bett und riß die Kleider, die auf dem Boden lagen, an sich, die Hose und das verschlissene Hemd, das schlechteste von den dreien, die er besaß. Er zog sich in Rekordgeschwindigkeit an, zog sich mit einer Hand das Hemd über den Kopf, während er gleichzeitig mit der anderen die Hose zuknöpfte, und stürzte durch die Tür hinaus.

Er hielt dennoch auf dem Stein, der an der Haustür als Treppe diente, einen Augenblick inne, nicht um in der klaren Morgenluft die Aussicht über das Tal zu genießen, sondern um mit blinzelnden Augen auf die Uhr am Kirchturm unten im Dorf zu schauen. Fünf nach halb sechs – ja, jetzt war es wirklich kritisch!

Die kleine Annunziata Paolini, das älteste der drei Kinder der Familie Paolini, war allein draußen vor der Baracke auf dem Hof und versuchte, mit einem viel zu kurzen Stück Seil Springseil zu springen.

– *Ti sei svegliato in ritardo?* fragte sie und sah durch die Gardine dunkler Haare, die ihr übers Gesicht hing, noch ohne die Haarspange, mit der ihre Mutter Giovanna es so genau nahm, mitleidig zu ihm auf.

– Sprich französisch, Nunzi, sagte er und schwang das Bein über die Fahrradstange, ja, klar habe ich verschlafen!

Die Straße zum Dorf fiel so steil ab, daß er kaum zu treten brauchte, um Fahrt aufzunehmen, aber er tat es trotzdem, fuhr im Stehen und trat den ganzen Weg hinunter wie rasend, bis er beim Café angekommen war, wo er vor dem Eingang scharf bremste und an die Glasscheibe klopfte.

Suzanne machte sofort auf. Obwohl er es so eilig hatte, konnte er es nicht lassen, zu ihrem Körper zu schielen. Ihre Taille war wespenschmal und der Bauch unter der eng zugebundenen Schürze flach. Sie hatte sich vielleicht geirrt, hoffen konnte man ja immer.

– Mein Gott, bist du spät dran, sagte sie, als sie ihm das Paket mit belegten Broten und die Flasche mit Milchkaffee reichte.

– Ich habe verschlafen, das siehst du doch, sagte er, kannst du mir noch ein Stück Brot geben, ich muß unterwegs frühstücken.

Sie verschwand ins Café, und er zündete sich schnell eine Zigarette an, die er aus dem Mund nahm, als Suzanne mit einem belegten Brot zurückkam. Ihm lief das Wasser im Mund zusammen, als er unter der knusprigen Kruste des Baguette die Wurstscheiben herausragen sah, und er biß ein paar große Happen ab. Mit dem Brot in der linken Hand ergriff er mit der rechten, in der er zwischen Zeige- und Mittelfinger die Zigartte hielt, den Lenker und wollte losradeln.

– Warte, sagte Suzanne, ich habe deine Wäsche hier!

Sie brachte ein großes Paket, eingeschlagen in braunes Papier, und legte es auf den Proviant im Fahrradkorb. Er lächelte ihr pflichtschuldigst zu und radelte auf der stau-
bigen Landstraße weiter aus dem Dorf hinaus.

Er hatte sich am Tag zuvor mit seinem Onkel gestritten, deshalb hatte ihn der schmollende Alte nicht geweckt. Später sollte er oft daran denken, wie ein trivialer Streit um eine Fahrradpumpe sein ganzes Leben entschieden hatte, und sich fragen, ob es nur der blinde Zufall war, der über Leben und Tod entschied, oder ob es eine höhere Macht gab, die die Fäden zog und entschied, wie die menschlichen Figuren auf dem Spielbrett des Lebens bewegt wurden. Die Frage eines Kindes, eine Begegnung an einer Bartheke, ein verspäteter Zug – man wußte immer erst danach, daß man vor einer entscheidenden Wegscheide im Leben gestanden hatte.

Und nichts ließ ihn ahnen, daß er sich einer solchen Wegscheide näherte, als er auf seinem rostigen Fahrrad durch die Gittertür hineinspurtete. Er warf das Fahrrad hin, lief die Treppe hinauf, rannte an den Duschen vorbei in den Umkleideraum, wo er in rasender Geschwindigkeit den Blaumann anzog und seine eigenen Kleider hochzog, so daß sie mit denen der anderen oben an der Decke hingen, wo Hemden und Hosen und Jacken baumelten, makaber wie die Körper nach einer Massenhinrichtung.

Mit dem Helm im Nacken rannte er weiter zur Lampenausgabe, lieferte seine Personalmarke ab und bekam von der hochnäsigen Ginette Marceau, die mißbilligend schnaubte, als sie seine Marke an den Haken hängte, eine Lampe.

In drei langen Sprüngen überwand er die Treppe und lief zum hohen Turm des Fördergerüsts, jetzt beinah sicher, daß er den letzten Fahrkorb noch erreichen würde. Aber als er zur Winde kam, sah er das Oberteil des Korbs in den Schacht hinunter verschwinden. Er rief hinterher, aber niemand hörte im Lärm der Werke und dem Dröhnen der Dieselmotoren seine Stimme. Guy Huytgens guckte in letzter

Sekunde hoch und sah ihn enttäuscht dort stehen, aber er lächelte ihm nur höhnisch zu. Typisch Guy!

Was sollte er jetzt machen? Wenn er es sich hätte leisten können, einen Tageslohn zu verlieren, hätte er gern den Job geschwänzt, aber er war sowohl Suzanne als auch anderen schon viel zuviel Geld schuldig, und er wollte die Schuldenlast nicht vergrößern. Nicht jetzt.

Er trat ein paar Meter zurück, um zu überlegen, stellte sich mit dem Rücken an einen Stapel Holz für Stollenstützen und sah über das Tal hinaus. Die Sonne wärmte sein Gesicht, und er schloß die Augen. Vor sich sah er eine trostlose Zukunft mit einer unendlichen Reihe gleicher Tage mit derselben Fahrradfahrt, demselben Knochenjob, denselben Vorarbeitern und demselben erbärmlichen Lohn. Dazu kam jetzt die Vision eines Zuhauses mit einer immer nörgeligeren und immer dickeren Suzanne und einer zu versorgenden, wachsenden Familie.

Es muß ein anderes Leben geben, dachte er und sah zum Himmel hinauf. Hoch, hoch da oben flog in weiten Kreisen ein Raubvogel. Er folgte ihm träge mit dem Blick und sah, wie er plötzlich geradeaus zum Boden niederstieß, ein tödlicher, lotrechter Pfeil zu einer Beute unten auf dem Feld, die der kalte Raubvogelblick erspäht hatte.

Genau da hörte er das Dröhnen, ein dumpfes und erschreckendes Grollen aus dem Inneren der Erde, so tief im Ton, daß es sich mehr wie eine Vibration im Körper als ein Geräusch anfühlte, eine Vibration, die jeden Knochen im Körper erschütterte, als würde er sich gleich von seinem Haltepunkt lösen. Es war ein Geräusch, an das sich sein Körper erinnerte und das angsterregende Bilder aus den dunklen Winkeln des Gedächtnisses aufsteigen ließ – zerschossene Häuser, eine Brücke, die es nicht mehr gab, eine

Straße mit fliehenden Menschen, ein Pferdekörper ohne Kopf.

Seine erste Reaktion war, sich auf den Boden zu werfen und hinter den Holzstapel zu rollen, ein kindisches Gefühl, dessen er sich sofort schämte, denn er war jetzt erwachsen und begriff, daß es an einem sonnigen Augusttag in einem Land, wo der Krieg seit langem zu Ende war, kein Artilleriefeuer war, was er hörte.

Seine zweite Reaktion war, zum Schacht zu laufen und zu sehen, womit er helfen könnte. Er dachte an die hundert-siebzig Mann, die unten in der Grube waren, an Roberto, Angelo, Pierre und die anderen. Aber dann sah er aus allen Richtungen, von der Sortieranlage und den Werkstätten und dem Büro, Menschen angerannt kommen und fragte sich, was er unter so vielen tun könne.

Seine dritte Reaktion war die Einsicht, daß das, was vor einer halben Stunde wie ungewöhnliches Pech ausgesehen hatte, ein Glückstreffer in der Klasse mit dem Hauptgewinn im Lotto war und daß er etwas daraus machen sollte. Und plötzlich war ihm der Plan klar, tauchte in seinem Gehirn auf wie eine Offenbarung, ebenso rein und perfekt wie der Schlag des Raubvogels auf seine Beute.

Er hielt sich im Schatten des Holzstapels und zog sich vorsichtig vom Fördergerüst zurück. Keiner beachtete ihn. Alle sahen zum Schacht, wo jetzt eine dünne, unglückverheißende Rauchsäule aufzusteigen begonnen hatte.

Das Büro war leer. Er ging hinein und nahm, was er brauchte. Dann kroch er am Zaun entlang zum Fahrradständer und nahm Suzannes Paket vom Fahrradkorb, wo er es vergessen hatte, als er zum Umkleideraum gerannt war.

Wenn er jetzt nur noch unbemerkt rauskommen könnte ... Doch das schien kein Problem zu sein, das Häuschen

des Wachmanns an der hinteren Gittertür war leer, und er konnte ruhig durch das Drehkreuz schlendern und mit dem Paket unter dem Arm den Pfad hinunter in den Wald nehmen, gerade als die Sirene zu heulen begann, ein abgrundtiefes Heulen, das ihn, obwohl es klang wie die Luftangriffssirenen, an die er sich erinnerte, jetzt unberührt ließ.

Das war eine dieser entscheidenden Wegscheidungen im Leben, und in den Jahren, die kamen, zweifelte er fast nie daran, daß er den richtigen Weg gewählt hatte. Fast nie.

KAPITEL 1

Mittwoch, 21. September 1994

Villette

Die Sonne war schon hinter dem Horizont versunken, aber der orangefarbene Schein der Halogenlichter beleuchtete den Prahm, der am Kai lag. Außerhalb des Lichtkreises der Scheinwerfer verdichtete sich das Dunkel, und der Fluß war dunkel, beinah schwarz. Die Feuchtigkeit, die vom Wasser aufstieg, bildete Nebelschleier darüber, magische Finger aus Dunst, die orange leuchteten, wenn sie über die schwarze Erzladung glitten und das Halogenlicht in den mikroskopischen Wassertropfen reflektiert wurde.

Jérôme arbeitete gern in der Abendschicht. Er konnte schlafen, solange er wollte, und wenn er den Dienst verließ, war es immer noch nicht zu spät, um mit den Kumpeln auszugehen. Eine schnelle Dusche im Umkleideraum, ein Kamm durch die dunkelblonden Haare und vielleicht etwas zusätzliches Frisiergel, ein Anruf bei einem der Freunde, und er war bereit, sich zu amüsieren.

Und der September war gut, nicht wie die Sommermonate, in denen es meistens eine Qual war, Helm und Overall zu tragen.

Er betrachtete den Prahm, der vor dem Hintergrund des dunklen Flusses, auf dem das Heck im Nebel verschwand, gigantisch aussah. Mit seiner Länge von fast hundert Metern und seiner Ladung von zweitausend Tonnen Eisenerz war er einer der größten, die diesen Teil der Meuse befuhren. Jérômes Job an diesem Abend bestand darin, genug Kondition aufzubringen, um die halbe Nacht im Le Garage

zu tanzen, wenn die Kumpel immer noch dort hingehen wollten. Die Löschung von Eisenerz aus dem Prahm war fast komplett automatisiert. Er mußte lediglich darauf achten, daß alles reibungslos ablief, daß nichts steckenblieb und daß die Waggons des Zuges, der das Erz zum Sinterwerk brachte, davonrollten, um in dem Tempo, in dem sie gefüllt wurden, neuen Platz zu machen. Wenn etwas schiefging, mußte er natürlich eingreifen, aber das passierte selten.

Ein neuer Waggon rollte heran, um gefüllt zu werden, und er gab Guido Leone am anderen Ende des Zuges ein Zeichen, während er gleichzeitig ein paar Takte von »Mr. Vain« piffte, einem Teenagersong, der seiner sechzehnjährigen kleinen Schwester gefiel, der aber trotzdem seine Füße immer zum Kribbeln brachte, wenn er ihn in einem rauchigen Kellerlokal auf einer vollgepackten Tanzfläche hörte.

Etwas ließ ihn innehalten, und er hörte mitten in einem Takt auf zu pfeifen. Der Baggerlöffel leerte noch eine Ladung Erzschild aus dem Prahm, die mit einem dumpfen Schmatzen auf den Boden des leeren Waggons traf. Aber es war noch etwas anderes darin gewesen, etwas, das mit einem ganz anderen Geräusch als das Erz landete ...

Er dachte eine Sekunde, er habe nicht richtig gesehen, obwohl er wußte, daß das nicht so war. Wie auch immer, er mußte die Löschung sofort abbrechen, der Baggerlöffel hatte schon ein paar Ladungen Schlich über Das Da geleert.

Er lief zum Baggerlöffel und drückte auf den Halteknopf, während er gleichzeitig den holländischen Besatzungsmitgliedern, die rauchend an Deck standen, das Stopzeichen gab.

– Stop! rief er sicherheitshalber.

– *Wat gebeurt?* sagte einer der Holländer und stoppte gleichzeitig die Maschinerie.

Jérôme begriff, daß sein niederländischer Wortvorrat nicht ausreichte, um das Unfaßbare zu sagen.

– Ich meine, ich hätte eine Leiche gesehen, sagte er mißmutig auf französisch.

– *Je zag een lijk?* wiederholte das ältere Besatzungsmitglied, während der Jüngere von ihnen den Kopf schüttelte und lachte.

– Was hast du geraucht, Junge, das muß starker Tobak gewesen sein, sagte er.

Jérôme machte sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Er kletterte auf den Waggon und sah hinunter, während gleichzeitig Guido Leone das Gleis entlang angelaufen kam und etwas rief, das Jérôme nicht hörte.

Der Boden des Waggons lag im Schatten, und auf dem schwarzen Boden bildete die Erzladung einen Hügel von noch tieferem Schwarz, aber etwas leuchtete weiß da unten.

Es war eine einsame Hand an einem Arm in einem Jeanshemd, die wie der letzte Hilferuf eines Ertrinkenden aus dem Schlichhaufen auftragte.

Jérôme hatte einen Augenblick das Gefühl, daß das Blut aus seinem Gehirn wich, und er klammerte sich an der Seite des Waggons fest, um nicht zu fallen. Er guckte hinunter. Die Holländer waren an Land gegangen und standen zusammen mit Guido da und sahen zu ihm herauf.

– Nein, nein, ich habe nichts geraucht, sagte Jérôme und sprang hinunter.

Etwas später saß er auf einem der harten Stühle im Pausenschuppen, eingehüllt in eine Decke, die Guido aus dem Schrank mit dem Verbandskasten und anderer Ausrüstung

für Unfälle und Notsituationen genommen hatte, und mit einer Tasse heißem Milchkaffee aus Guidos Thermoskanne vor sich.

– Nimm viel Zucker, sagte Guido, das soll man, wenn man einen Schock gehabt hat.

– So schlimm ist es wohl nicht, protestierte Jérôme, aber eher der Form halber, er spürte, wie der Schwindel ihn beinahe überwältigte, sobald er daran dachte, wie es sich angefühlt hatte, diese kalte, starre, leblose Hand anzufassen.

Denn jemand hatte ja in den Waggon hinaufklettern müssen, damit sie ganz sicher sein konnten, daß das, was unter dem Erz begraben lag, nicht eine lebendige Person war, die noch gerettet werden konnte, und weil Jérôme am jüngsten und beweglichsten war, war es selbstverständlich, daß er es tun würde, er mußte sich hinunterschwingen und vorsichtig über die feuchten Haufen aus schimmerndem, feinkörnigem Erz steigen, auf das Unheimliche zu, das dort lag.

Er mußte sich zusammenreißen, um die Hand zu berühren. Es war eine linke Hand mit einer Swatchuhr um das Handgelenk, ein trendgerechtes, neues Modell, das sich Jérôme vielleicht selbst hätte kaufen wollen. Er umfaßte vorsichtig das Handgelenk und legte den weichen Teil des Daumens an die Stelle, wo man den Puls hätte fühlen sollen, falls es noch ein Herz gegeben hätte, das in dem Körper da unten unter dem Erz schlug. Er sah auf seine eigene Uhr und wartete drei ewigkeitslange Minuten, obwohl er wußte, daß es unnötig war. Die Hand war eiskalt, steif, als wäre sie tiefgefroren gewesen, und ganz offenkundig sehr, sehr tot.

– Du mußt jetzt die Polizei anrufen, sagte Guido, während Jérôme in der Tasse umrührte, damit der dritte Teelöffel Zucker sich auflöste.

– Das kannst du doch machen, sagte Jérôme, du bist ja der Ältere.

– Nein, sagte Guido bestimmt, du hast die Leiche gefunden, du rufst an.

Jérôme schielte zu dem altmodischen Bakelittelefon, das in einer Ecke des Schuppens stand.

– Kriegt man überhaupt eine Leitung mit dem da, sagte er, das geht jetzt wohl nur zum Wachmann beim Westtor?

– Dann ruf den Wachmann an und erzähl ihm, was passiert ist, der kann dann die Polizei anrufen.

Das klang doch weniger beängstigend, dann mußte ein anderer die Verantwortung übernehmen. Jérôme hob den Hörer ab und wählte 11, die Nummer, unter der man abends, wenn die Telefonistinnen von der Zentrale nach Hause gegangen waren, den Nachtwächter erreichte. Der Nachtwächter klang beruhigend und väterlich, als er versprach, sofort dafür zu sorgen, daß Polizei und Staatsanwaltschaft benachrichtigt wurden.

– Das war das, sagte Guido, und jetzt rufst du den Vorarbeiter an und erzählst, was passiert ist, und daß wir die Löschung abgebrochen haben, es dauert bestimmt lange, bis wir damit weitermachen können.

Jérôme sah den älteren Mann bittend an.

– Kannst du nicht zumindest das machen? Heute abend hat Polese Dienst, du kennst ihn doch, wenn ich versuche, es zu erklären, wird er es nur so hindrehen, daß es meine Schuld ist.

Guido murrte ein wenig, nahm aber das Telefon und wählte die Nummer des Werkmeisterbüros, wo er offenbar den Schichtvormann Tony Polese erreichte, und erklärte konzis die Lage.

– Jetzt fehlt nur noch eines, sagte Guido, als er aufgelegt hatte. Jetzt mußst du nur noch Becker anrufen.

– Becker, sagte Jérôme nervös, warum soll ich den da reinziehen? Ich habe ja nichts falsch gemacht.

Er begann, trotz der Decke zu frieren, und seine Zähne klapperten, aber gleichzeitig waren seine Handflächen feucht von Schweiß. Er dachte sehnsuchtsvoll an die Gang, die sich jetzt langsam in der Bar versammelte, um dann gegen Mitternacht zum Le Garage weiterzuziehen. Er hatte im Gefühl, daß er heute abend die Füße nicht auf die Tanzfläche setzen würde, und tat sich selbst leid. Aber dann dachte er an den Toten da draußen und schämte sich. Er war sicher, daß es die Hand eines jungen Mannes war, die er gehalten hatte, glatt und muskulös, ein Junge in seinem eigenen Alter, der nie mehr tanzen oder ein Bier in sich hineinschütten oder mit einem Mädchen schlafen würde.

– Ich kapiere nicht, was mit euch jungen Leuten los ist, sagte Guido irritiert, es ist wohl selbstverständlich, daß du Becker bittest hierherzukommen. Ist man in eine Teufelei geraten, soll man dafür sorgen, die Gewerkschaft an seiner Seite zu haben, und was Teuflerisches als das hier kann man sich schwer vorstellen. Die Oberklasse hat ihre Rechtsanwälte, wir haben die Gewerkschaft. Du hast ja selbst gesagt, daß jemand sagen könnte, daß es deine Schuld war. Ruf jetzt ihre Geschäftsstelle an, sie haben das Telefon weitergeschaltet, das weiß ich.

Sie mußten eine gute halbe Stunde in dem Schuppen warten, dreiunddreißig Minuten, die Jérôme als unendlich empfand. Über den Job hinaus hatten Guido und er nicht viel miteinander zu reden. Es lagen vierzig Jahre zwischen ihnen, und manchmal hatte Jérôme das Gefühl, daß sie von verschiedenen Planeten kamen. Wenn Guido von seiner Kindheit in irgendeinem gottverlassenen italienischen Pro-

vinznest während des Krieges erzählte, klang es, als erzähle er Erinnerungen aus der dritten Welt.

Nach siebenundzwanzig Minuten legte Jérôme die Decke weg und trat aus dem Schuppen, um etwas frische Luft zu schnappen. Er stellte sich mit dem Rücken zu den Eisenbahnwaggons, um nicht an das denken zu müssen, das da lag, und zündete eine seiner immer selteneren Zigaretten an, er dachte tatsächlich ernsthaft darüber nach, mit dem Rauchen aufzuhören.

Geradeaus vor ihm, aber weit hinten auf dem riesigen Werksgelände von Forvil war die flatternde blaue Flamme des Hochofenkranzes vor dem Abendhimmel zu sehen.

Er hatte die halbe Zigarette geraucht, als plötzlich alles auf einmal passierte. Drei Polizeiwagen kamen mit eingeschaltetem Blaulicht, aber ohne Sirenen langsam das Eisenbahngleis entlang angerollt, während gleichzeitig der Gewerkschaftsvorsitzende Jean-Claude Becker mit langen Schritten von rechts kam, als sei er durch das Südtor hereingekommen. Fünfundzwanzig Meter hinter den drei Polizeiwagen rollte fast lautlos ein schwarzer BMW heran.

Der BMW hielt zuerst an. Ein Mann im hellen Mantel und mit einem blauen Schutzhelm auf dem Kopf stieg an der Beifahrerseite aus. Jérôme erkannte ihn. Es war Michel Pirot, stellvertretender Geschäftsführer von Forvil und bekannt als derjenige in der Unternehmensleitung, der ausrückte, wenn unerwartete Probleme zu lösen waren. Er und Jean-Claude Becker erreichten im selben Moment die Reihe der Eisenbahnwaggons und schüttelten einander feierlich die Hand, während gleichzeitig aus den Polizeiwagen Leute auszusteigen begannen.

– Wartet, rief Pirot und ging auf sie zu, keiner darf sich hier auf dem Gelände ohne Schutzhelm bewegen, ich habe genug mit, daß es für alle reicht!

Pirot's Chauffeur schleppte einen großen Pappkarton mit Besucherhelmen an, und Pirot ging zum Auto und nahm noch einen Karton heraus. Inzwischen schlenderte Jean-Claude Becker zu Jérôme, von dem bis jetzt niemand Notiz genommen hatte.

– Hallo, Jérôme, sagte er freundlich, das hier war nicht so lustig, ist mir klar. Wie geht es dir, das muß ein Schock für dich gewesen sein?

Er trug Jeans und eine abgewetzte braune Wildlederjacke. Sein Schutzhelm war voller Aufkleber, Gewerkschafts-abzeichen und hatte einen schmucken Kranz Schlümpfe um die Helmkannte. Über seinem Namensschild thronte ein Aufkleber mit Papa Schlumpf, weißbärtig und rotbehost.

– Schon okay, sagte Jérôme schneidig, für den da drüben ist es schlimmer.

Er machte mit dem Kopf eine Geste Richtung Eisenbahnwaggon.

– Hast du eine Ahnung, wer das sein kann, sagte der Gewerkschaftsvorsitzende leise, ich meine, glaubst du, daß es jemand von Forvil ist oder jemand von draußen?

– Ich weiß nicht, sagte Jérôme zögernd, es ist nur eine Hand, die herausragt, eine Männerhand, ich glaube, es ist ein ziemlich junger Typ.

– Sieht man Kleidung? Overall oder ...?

– Jeanshemd, sagte Jérôme, mit aufgeknöpfter Manschette.

– Und die Hand selbst, fuhr Becker unerbittlich fort, wenn man dich fragen würde, was würdest du sagen, gehört sie einem Dichter oder einem Hafenarbeiter?

Jérôme erschauerte. Er hatte während der drei viel zu langen Minuten, in denen er versucht hatte, der Leiche den Puls zu fühlen, reichlich Gelegenheit gehabt, die Hand zu studieren.